



Bromberg, Sonntag, den 29. September.

Das Heim.

Es singt in mir ein Hoffungslied
Und klingt zum inn'ren Schau'n,
Da lächelt uns der Sonne Licht
Auf blumenvollen Au'n.

Wir zieh'n vereint im Frühlingsdust
Und w' h'vertigter Luft,
Und, was die Kerche jubelnd ruft,
Tönt nach in unsrer Brust.

für dich zu schaffen, Holde mein,
Ein Heim, der Liebe Raum,
Das soll mein Glück und Mähen sein,
Das ist mein schönster Traum.

Dort hausen wir den Vögeln gleich
Im grünen, dunklen Hain;
Ein Königreich, ein Königreich
Dünkt uns das Nest zu sein!

Wolfgang Kirchbach.

Der verborgene Schatz.

Erzählung von Anton Andrea.

[Schluß]

(Nachdruck verboten.)

„Heftig prallte Gigi zurück. „Das ist nicht wahr! Sie liebt mich!“ — „Wir haben uns gestern mit einem Kuß verlobt!“

„Und ich habe sie gestern als meine Braut an die Brust drücken dürfen!“ — „Oh! Einer von uns treibt falsches Spiel.“ — „Dann Du!“ — „Nein Du!“



Beppo raffte sein Beil auf und holte zum Schlag aus, aber der Blick seines Bruders, in dem eine wilde Freude aufblitzte, lähmte ihm den Arm. „Nur zu!“ sagte Gigi. „Wenn Du mich tötest, ist Carmela auch für Dich verloren, denn allein wird es Dir nimmer gelingen, den Schatz zu heben.“ Er glättete den Fetzen Papier in der Hand und hielt ihn triumphierend seinem Bruder unter die Augen. „Hier ist das Geheimnis der Grotte,“ fuhr er hastig fort. „Nicht umsonst habe ich rechnen und kalkulieren gelernt. Was hilft es Dir aber, wenn Du in die Höhle dringst? Du wirst Dich in den Irrgängen verlieren und der Schatz bleibt verborgen. Darum laß uns Frieden schließen und zusammen vorgehen.“

„Und Carmela?“ fragte der andere unsicher.

„Wenn wir beide gleich reich sind, so wollen wir zusammen vor sie hintreten und sie mag wählen.“

„Was bleibt dem Ber-schmähten alsdann übrig?“

„Mit seinen Schätzen in ein fremdes Land zu ziehen oder —“ Hand an sich zu legen,“ vollendete Beppo und raffte seinen Spaten auf. Gigi nahm die Hacke und

Die Verleumderin.

beide machten sich mit gleichem Eifer daran, das Loch in der Bergwand, welches der jüngere entdeckt zu haben glaubte, der ältere in Wahrheit mit den bloßen Händen hineingebrochen hatte, zu erweitern, so daß sie bequem durchkommen konnten. Gigi drückte das Ohr lauschend auf den feuchten Boden der Höhle und vernahm das deutliche Rieseln einer Quelle, wie auch das Rasseln und Plätschern großer Wasserropfen, die auf einen harten Grund fielen. Er unterrichtete seinen Bruder, daß sie sich, um in die untere Grotte zu gelangen, einen Gang durch die Wand graben müßten.

In der dritten Nacht sollte die unbekannte Tiefe durchsucht werden. Wieder stand der Mond groß über dem Berge, als die Brüder sich vor der Oeffnung an demselben zusammenfanden und ohne ein Wort zu wechseln in die Höhle stiegen, wo sie zwei Fackeln anzündeten, die ihnen beim Hinunterklettern in die Grotte leuchten sollten.

„Willst Du vorangehen?“ fragte Gigi düster den Bruder.

„Nein,“ entgegnete dieser ebenso; „Du hast ja den ganzen Plan in den Händen.“

Schweigend stieg sich jener, kauerte nieder und rutschte, von seinem Bruder gefolgt, auf dem langen schlüpfrigen Steige, den sie sich durch die Erdwand gegraben hatten, in die Tiefe hinunter. Was sie hier beim Scheine ihrer Fackeln erblickten, welche Schauer sie zwischen den feuchten, spitzigen, geipensierhaften Steingebilden packten, wie sich ihnen die Brust in der heißen dicken Hüllenluft zusammenrichtete, haben sie nie im Leben verraten, sondern die arme blödsinnige Carmela hat es sterbend gebeichtet.

Auf dem unebenen Steinboden der Grotte angelangt, sahen sich die Brüder in einem ziemlich hohen Raume, der sich bald erweiternd, bald verengend nach Osten hinzog und vor einer Felswand, in der sie ein längliches Loch erblickten, endete. Die Brüder scheuten keine Gefahr, glaubten sie sich doch mit jedem Schritte ihrem Glücke zu nähern! Sie drangen durch die Oeffnung in der Felswand in einen etwas weiteren Raum als der vordere, von dem zwei niedrige gewölbte Gänge nach verschiedenen Richtungen tiefer in den Berg führten. Beim Anblick derselben entfuhr Gigi ein Laut der Verwunderung.

„Auf einem von diesem gelangt man zur Schatzkammer!“ rief er aus, daß es schauerlich in der Höhle widerhallte. „Aber auf welchem? Ich lasse Dir freie Hand, Bruder, wähle!“

Beppo deutete auf den Gang, der nach Osten hinlief.

„Gut,“ sagte Gigi. „Noch einen letzten Rat, Bruder: geh vorsichtig, nicht zu weit vor, und rufe, wenn Du Gefahr witterst.“

Sie stellten ihre Fackeln nieder, zündeten jeder eine kleine Laterne, die vorn am Knopfe ihrer Jacke befestigt war, an und rutschten auf den Knien in den Gang, wählten ein jeder zu untersuchen unternommen hatte und der zu niedrig war, als daß ein Mensch auch nur gebückt darin hätte gehen können. Ein paar Minuten tiefen unheimlichen Schweigens verließen, dann ertönte es dumpf wie aus dem Schlund der Erde: „Beppo, halt! — halt!“

Wieder eine töbliche Pause und dann kam Gigi rückwärts aus der Oeffnung des Ganges geflohen. Seine Laterne war erloschen; er fiel besinnungslos auf den feuchten Boden der Grotte. So fand ihn nach einer Weile sein Bruder, der zwar auch leichenhaft blaß aussah, am ganzen Körper bebte und triefte, aber mit einem Blick voll Schadenfreude die leblose Gestalt seines Bruders maß. Krampfhaft hielt er die Faust gegen die Taischen seiner Kniehosen gedrückt, seine Lippen zuckten und sein ganzes Gesicht verzerrte sich in einem lautlosen Gemisch von Lachen und Saluchzen. Er war wie von einem bösen Geiste besessen. Doch nach weniger als einer Minute wurden ihm die glühenden Augen feucht; die Hand fiel ihm schlaff an der Stirne herunter; er kauerte neben seinem Bruder nieder und hob ihn auf. „Gigi! mein Gigi!“ stöhnte er. „Du bist gut und treu!“

Dieser schlug die Augen auf. „Was hast Du gefunden?“ murmelte er kaum verständlich.

Beppo wurde fahl im Gesicht, hastig zuckte seine Hand nach der Tasche seiner Kniehose hin: „Nichts — nichts als leere Pöcher! Wasser — Molche — Höllengeipfste. Und Du?“

„Feuer! Ueberall Feuer! Aber dahinter — o dahinter . . .“

Wir müssen eine andere Oeffnung in den Berg graben — mehr nach Osten hin. Hilf mir, Bruder! Meine Glieder schmerzen. Die Haut ist mir fast auf dem Leibe verengt.“

Beppo, der sich gleichfalls zum Tode ertöpft fühlte, unterstützte ihn, feuchend schleppten sich beide aus dem Schlund des Berges in das Dämmerlicht des neuen Tages. Zwei Tage lag Gigi krank darnieder. Das Fieber tobte ihm im Hirn und in der Brust und seine Kräfte schienen völlig aufgezehrt zu sein. Gegen Abend des dritten Tages schlenderte Beppo am Strande umher. Er war so heiter und geistreich, wie man ihn lange nicht mehr gesehen hatte. Ein Fährknecht rief ihm spötelnd zu: „Ist der Gigi verchieden, daß Du so lustig bist?“

Beppo gab ihm eine Ohrfeige. „Das mag Dich lehren, daß der Gigi ganz gesund ist und wir uns wieder gut sind wie

ehemals.“ Etwas später kam Carmela mit einigen anderen Korallenmädchen nach der Marine. Beppo suchte sich ihr zu nähern und raunte ihr unbemerkt zu: „Dein Vater bleibt diese Nacht in Neapel. Komm in den Weinberg Amerigos. Der Alte ist krank und schließt sich um neun Uhr in seine Kammer ein. Ich habe Dir etwas Wichtiges mitzuteilen.“ Das Mädchen warf ihm einen feurigen Blick zu und nickte mit dem Kopfe. — Auf einer verfallenen Mauer am Rande des Weinbergs und des Kurate saßen kurz vor Mitternacht Beppo und Carmela. Er hatte den Arm um sie geschlungen und sprach leise, aufgeregt, daß das Mädchen erbeute und hin und wieder surchsam um sich schaute.

„Bist Du sicher, daß der Gigi einen neuen Eingang sucht?“ fragte sie ihn, als er endlich schwieg.

„Er ist schon vor mir fortgegangen und hat mir die Stelle bezeichet, wo ich ihn finden soll.“

„Und er ahnt nichts von Deinem Fund?“

„Nichts.“

„O Beppo!“ machte das Mädchen nach einer Pause, „wenn es doch nur alles Teufelsblendwerk wäre?“

Der Burche lädelte verächtlich: „Soll ich Dich überzeugen?“ Er fuhr mit der Hand in die Tasche, hielt jedoch plötzlich wieder inne. „Schwöre mir, daß Du mich lieb hast und keinen anderen als mich ehelichen willst!“ sagte er mit einem Gemisch von dringender Bitte und geheimer Drohung.

Das Mädchen drückte die gekalteten Hände gegen die Brust und erwiderte feierlich: „Ich schwöre es beim Herzen unserer heiligen Madonna!“

„Du hast dem Gigi keine falschen Hoffnungen gemacht?“

„Nein, nein!“ rief das Mädchen mit thränenden Augen. „Er hatte mir damals aufgelauert. Ich fürchtete mich vor ihm und wagte nicht mich zu wehren, als er mich an sich riß.“

Beppos Wangen glühten vor innerer Verwunderung. Er zog ein Päckchen aus der Tasche und löste vorsichtig den Bindfaden, der es zusammenhielt, ab. Da stieß Carmela einen Schrei der Ueberraschung und Bewunderung aus; aber Beppo legte ihr die Hand auf den Mund. Er ahnte nicht, daß die Jüni rot, grün und weiß schimmernden Steinden, welche er aus der Grotte entwandt hatte, bei weitem den Preis auf Carmelas Hand übertrafen. Jetzt schlug es Mitternacht vom Turm der Dorfskirche. Beppo wickelte eilig die Steinden wieder ein, drückte das Päckchen dem Mädchen in die Hand und stand auf.

„Du mußt mich hier erwarten!“ sagte er. „In einer Stunde bin ich wieder hier und zwar — mit dem ganzen Schatz. Horch! Das ist der Gigi, der einen andern Eingang in den Berg gräbt.“

Es ließ sich in der That ein undeutliches Scharren, Rollen und Stoßen vernehmen, wie wenn Steine und Erde aus der Bergwand gerissen würden. Hastig entfernte sich Beppo. Mit einemmal stand er wieder lauschend still. Das Scharren und Rollen konnte er jetzt stärker vernehmen und kam zweifellos aus der ihm bekannten Oeffnung der Höhle. Mit ein paar Sägen hatte er diese erreicht. Anstatt nach einem andern Eingang in die Grotte zu suchen, war Gigi durch den alten hier wieder eingedrungen. Wütend schlug sich Beppo mit der Hand vor den Kopf: „Verrothen!“ knirschte er. Doch schon im nächsten Augenblick lag auch er in die Höhle, wo eine Fackel brannte und ihm aus der Tiefe eine dicke heiße Luft, die einem aufsteigenden Nebel gleich, entgegen schlug. „Gigi!“ rief er hinab, daß es dröhnte. — „Beppo! Beppo!“ ertönte es dumpf zurück: „Gute! Der Schatz — der Schatz —“ Dieser hörte nichts mehr. Gleich einem Schatten der Unterwelt verschwand er in der Tiefe. Oben züngelte die Flamme der Fackel wie von einem starken Luftstrom bewegt auf und dann wars, als ob die schwarze Tiefe jeden Laut, jeden Hauch von Leben verschlungen hätte. —

„Was sich in ihrem tödlichen Schweigen zugetragen hat,“ sagte Benedetto nach einer Pause, „weiß nur Gott allein, aber Carmela hat die unglücklichen Brüder um vierzig Jahre überlebt und mir in ihrer Sterbestunde gebeichtet, was ihr da unten begegnet ist. Als damals der Geliebte nicht zurückkam, packte sie die Ahnung, daß ein Unglück geschehen sei, und sie entschloß sich, selber den Bergabhang hinauf zu laufen, um Beppo zu suchen. So stieß sie auf die Höhle und kroch auf den Knien nach der gährenden Oeffnung, die zur Grotte hinab führte. Es war, als ob ihr ein matter, rötlicher Lichtschimmer daraus entgegen schlug, aber sie vermochte nicht zu unterscheiden, ob er von einer Fackel oder von der Grotte ausginge.“

Die Angst schnürte ihr die Brust zusammen, dennoch rief sie, so laut sie konnte, Beppo beim Namen. Das hohlklingende Echo ihrer eigenen Stimme antwortete ihr, aber das arme Mädchen wählte, daß es Gigi wäre, der den Bruder bei der Hebung des Schatzes zu Hilfe rief.

„Gigi!“ rief sie und „Gigi!“ ertönte es schrill aus der Tiefe herauf. Sie klohm einige der feuchten unsicheren Stufen hinab, und bemerkte jetzt deutlich, daß das matte Licht aus der Grotte kam. Das gab ihr neue Hoffnung! Sie mit den Händen an den

nassen Steinboden klammernd rutschte sie eine Stufe nach der anderen hinunter. Eine heiße dumpfe Luft benahm ihr fast den Atem; sie glaubte in den Schlund der Höhle zu steigen und fühlte, daß ihr die Sinne schwanden.

„Beppo!“ rang es sich ihr in Todesangst aus der feuchenden Brust. „Beppo!“ murmelte es wie mit Geisterstimmen ringsumher.

Dem Mädchen sträubte sich das Haar vor Entsetzen. Gleich einer Wahnsinnigen schlug sie mit den Händen gegen die sie umgebenden Steinwände und stieß einen gellenden Schrei aus. Wie aus tausend Grabeschlünden wiederholte sich der fürchterliche Schrei der Verzweiflung, und dem Mädchen blieben die Augen wie verglast in den Höhlen stehen. Nach einmal schrie sie auf, aber ihre Stimme hatte nichts Menschliches mehr an sich, denn das letzte Teufelsgepöhl, das sich vor ihrem verjagenden Blicke erhob, raubte ihr den letzten Funken der verglimmenden Vernunft. Zwischen zwei riesigen, zackigen, armlosen, skelettartigen Gestalten — das Gesicht fürchterlich zerschunden, mit offenem, wie blut-speiendem Munde, selber das gräßlichste Gespenst dieser grauen-vollen Höhle — hing Beppo. — Der unbefannte blasse Lichtschimmer starb langsam dahin. Ein Geisterhauch schien ihn zu verwehen. Mit einem tierischen Gewinsel froch das Mädchen wieder die Stufen hinauf. Alles menschliche Bewußtsein, der letzte Rest von Vernunft war in ihr erloschen, nur der zähe Instinkt der Selbsterhaltung glimmte in ihr fort und leitete sie aus der Bergestiefe in das Licht der Sonne. Als der Kurate zur Frühmesse aus seinem Häuschen trat, fand er neben der Pforte, die sein Gärtchen umgab, Carmela liegen. Ihre Kleider waren beschmutzt und zerrissen, ihr Haar aufgelöst, zerzaust, und ihr Gesicht wie ihre Hände mit Blut bedeckt. Mit Hilfe seiner alten Haushälterin brachte er sie wieder ins Leben, aber sie war sich des Geschehenen nicht mehr bewußt. Sie lachte unaufhörlich, zeigte mit blöder Freude nach dem St. Michaelsberge und lachte kaum verständlich: „Der Schatz — der Schatz! Sie haben ihn gefunden.“

Die Leute im Dorfe wurden durch das Gebären der Blödsinnigen auf den Berg aufmerksam gemacht. Sie suchten nach und stießen auf den Eingang zur Grotte, den die Brüder heimlich gegraben und bis dahin sorgfältig verborgen hatten. Mit Fackeln und Laternen verließen sie sich in die wunderbare Höhle

und fanden den Leichnam Beppos, der halb aufrecht stand zwischen zwei gewaltigen, lang herunter hängenden Steinzapfen. Von Gigi hingegen ist nie mehr eine Spur zum Vorschein gekommen. Das gewagte Unternehmen, einen fabelhaften Schatz zu heben, hatte den Brüdern das Leben gekostet und zur Entdeckung der jetzt so viel bewunderten Stalattigrotte geführt.“

Der Greis erhob sich.

„Kommt junger Herr!“ sagte er. „Ich will Euch die Steine an der Büste unserer Schutzpatronin zeigen, und Ihr mögt selber urteilen.“ Auf dem Wege nach der Marienkirche vollendete er

seine Erzählung: „Carmela war und blieb blödsinnig bis zu ihrer Sterbestunde. Eines Morgens kam eine Magd, mich — der ich bereits 40 Jahre im Amt war — zu ihr zu rufen. Sie war ein Mütterchen mit schneeweißen Haaren geworden und lag im Sterben. Die Magd glaubte, daß ein Wunder geschehen sei, denn die Sprache war der armen Blödsinnigen, die bis dahin nur unartifulierte Laute von sich gab, zurückgekehrt. Sie wollte beichten und verlangte die letzte Delung. Sobald ich mit ihr allein war, erzählte sie mir die Geschichte ihrer Jugend, und da ich anfangs noch glaubte, daß der Wahnsinn aus ihr spräche, zog sie ein in Lumpen gehülltes Päckchen unter ihrem Strohfleisch hervor, und schüttete mir fünf prächtig funkelnde Steine in die Hand. Beppo hatte sie ihr an dem verhängnisvollen Abend seines Todes gegeben, um sie zu überzeugen, daß er den verborgenen Schatz entdeckt hätte.“

„Sie sollen ein Halsgeschmeide für unsere Sanctissima Vergine werden,“ flüsternte die Sterbende, „damit ich Gnade vor ihr finde und die Seelen der unglücklichen Brüder aus dem Fegefeuer in den Himmel steigen.“

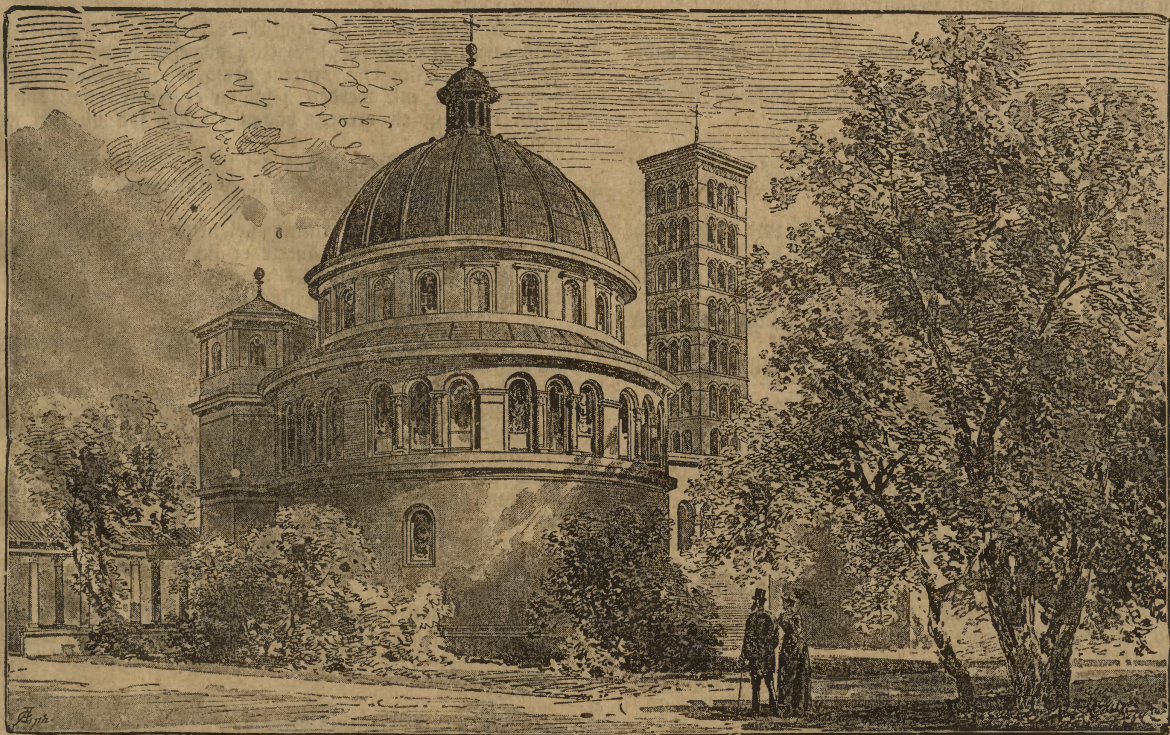
Still und langsam, wie die Lampe verglimmt, auf der das Del tropfenweis verbrennt, verchied sie. Seitdem habe ich jedes Jahr an ihrem Sterbetage eine Messe für sie und die Brüder geleien, und mit den Steinen habe ich, aber ohne Aussehen davon zu machen, die Büste der heiligen Jungfrau

Maria geschmückt.“

Ich habe die wunderbaren Steine in der That geieien, habe über ihr reines Feuer, ihre Farbenpracht gestaunt, und nie mehr an der Wahrheit der Aussage der armen Blödsinnigen, deren sich noch jeder Mann im Dorfe erinnert, wie an der ganzen Geschichte meines seligen Freundes Benedetto gezeiwelt.



v. Köller.



Die Friedenskirche in Potsdam mit dem Mausoleum.

Seine kleine Cousine.

Von Michel Criveley.

[Nachdruck verboten.]

„Du brauchst Jeans Bestek nicht aufzulegen,“ sagte Madame Clodat zu Alice, „Dein Vetter wird heut nicht zum Abendessen nach Hause kommen.“

„Gut, liebe Tante,“ versetzte das junge Mädchen mit ruhiger Miene und fügte dann leise für sich hinzu: „Was mag denn vorgehen?“

Alice bedekte schnell, während sie Teller und Gläser brachte, ihr Phantasie freien Lauf. „Was kann denn Jean nur außerhalb zu thun haben? Mit wem ist er zusammen? Und warum sieht die Tante so zufrieden aus?“

Madame Clodat setzte sich in ihren Lehnstuhl, während Alice am andern Ende des Tisches Platz nahm. Als man das Huhn brachte und das junge Mädchen sich nur ein kleines Stückchen auflegte, bemerkte Madame Clodat: „Warum nimmst Du denn nicht von dem Flügel?“

„Ich danke, liebe Tante, mir schmeckt ein Stück genau wie das andere. Und da Jean kaltes Huhn so gerne isst, so kann er morgen zum Frühstück . . .“

„Es ist sehr nett von Dir, daß Du an Deinen Vetter denkst . . .“

„Das ist doch ganz natürlich, liebe Tante.“

„Du hast ihn sehr gern, wie?“

„Ebenso wie Sie, liebe Tante. Ich wäre sehr undankbar, wenn es anders wäre. Sie haben mich als arme Waise zu sich genommen . . .“

„Ich habe nur meine Pflicht gethan. Ich konnte doch die kleine Tochter meines Bruders nicht auf der Straße lassen . . .“

„Oh, Sie sind so gütig gewesen, liebe Tante!“

„Doch sprechen wir nicht mehr davon! Wenn ich übrigens etwas Gutes gethan habe, so bin ich dafür belohnt, denn Du machst Dich im Hause sehr nützlich . . . Du bist mir wie eine gute Tochter. Und seit den zwei Jahren, da Du bei uns bist, habe ich Dich lieben und schätzen gelernt. Du hast groß Vorzüge, bist fleißig und verständig. Und Du wirst auch nach Jeans Abreise . . .“

„Er bleibt nicht bei un?“

„Nun, Du bildest Dir doch wohl nicht ein, daß er sein ganzes Leben lang Junggeselle bleiben wird?“

„Er will sich verheiraten?“ fügte sie leise seufzend hinzu. „Ich wüßte es ja, daß es so kommen würde!“ Dann fragte sie nach einer Pause: „Ist das ba d?“

„Ja, und zwar mit Fräulein Henriette Dubois, die Du ja kennst. Eine brillante Partie; 60 000 Francs Witaisst, von der Erbschaft gar nicht zu reden . . . In diesem Augenblick sind die entscheidende Begegnung statt, Jean heiratet heut bei der Familie Dubois. Wenn alles gut geht, was ich hoffe, wird er sich noch heut erklären . . . Aber was hast Du denn? . . . Du isst ja nicht!“

„Doch, liebe Tante, doch!“

„Du kannst Dir denken, wie zufrieden ich bin!“

„Gewiß, liebe Tante.“

„Aber Du scheinst die Sache gar nicht vorzüglich zu finden . . .“

„Doch, liebe Tante, doch!“

Dann fuhr Madame Clodat fort: „Schon seit langer Zeit wollte ich Jean verheiraten . . . Aber das war nicht so leicht . . . W. n sollte ich ihn aussuchen? Du machst ein erstauntes Gesicht . . . Du kennst also ein junges Mädchen, daß er hätte heiraten können?“

„Nicht doch, liebe Tante, nicht doch.“

„Doch nicht etwa die kleine Durans? Oder die kleine Begros, die so schlecht erzogen ist! Oder Fräulein Ledoux?“

„Nein, nein.“

„Na, also! Du mußt doch anerkennen, daß ich Recht habe, nicht wahr? . . .“

„Gewiß, liebe Tante, gewiß.“ Alice hatte sich, während sie eine Orange schälte, in den Finger geschnitten.

„Oh, bist Du ungeschickt! Das blutet ja entsetzlich!“

„Es hat nichts zu sagen, liebe Tante, gar nichts; ich werde mir die Hand in kaltem Wasser kühlen.“ Mit diesen Worten verließ Alice schnell das Zimmer. — — —

Die Hand im Wasser stand das junge Mädchen da und dachte nach. Also Jean soll sich verheiraten. Seit den zwei Jahren, die sie im Hause der Tante war und für ihn sorgte und schaffte, hatte er nichts gesehen, nichts erraten!

„Nun, geht's besser?“ fragte Madame Clodat, als Alice noch immer nicht zurückkam.

„Ja liebe Tante; es ist gut. Noch ein bißchen Gipsplaster, und es ist nichts mehr zu sehen.“

In der That war der kleine Verband in einer Minute gemacht, und Alice eilte wieder nach dem Wohnzimmer. Die beiden Damen saßen wie gewöhnlich am Tisch mit einer Handarbeit beschäftigt. Es herrschte eine Weile Schweigen, daß Madame Clodat zuerst unterbrach.

„Ubrigens, liebe Alice, ich habe Dir etwas zu sagen.“

„Was denn, liebe Tante?“

„Wegen Deines Verhaltens, das Du Jean gegenüber nach seiner Verheiratung annimmst. Ich habe Dir bis jetzt nichts gesagt, denn ich hielt die Sache für unwichtig, da Du ja noch ein Kind waisst . . . Doch jetzt gehst Du in Dein zwanzigstes Jahr und da ist eine größere Zurückhaltung erforderlich . . .“

Alice riß erstaunt die Augen auf.

„Ja wohl . . . Du duztst bisher Deinen Vetter . . . mich geniert es ja nicht, aber es kann seiner Braut doch unangenehm sein.“

„Ich werde Jean nicht mehr duzen, liebe Tante.“

„Du redest auch zu viel mit ihm. Du fragst ihn nach allem Möglichen. Manchmal streitest Du Dich sogar mit ihm herum. Allerdings ant-

wortet er Dir mit der größten Zuborkommenheit . . . und ich gestehe Dir sogar, daß er sich im allgemeinen nicht bei Deinem Geschwätz zu langweilen scheint . . . Aber das ist gleich. Du mußt den Schein wahren . . . Ich möchte um keinen Preis, daß Fräulein Henriette, wenn sie herkommt, finden würde, daß Du im Hause meinem Sohne gegenüber eine Stellung einnimmst, die Du in Wirklichkeit nicht hast.“

„Schön, liebe Tante.“

„Und hüte Dich namentlich Fräulein Henriette als Deinesgleichen zu behandeln. Wenn sie die Frau meines Sohnes wird, hat sie von Deiner Seite Rücksichten zu beanspruchen.“

„Ja, liebe Tante.“

„Gut, liebe Tante . . . Ja, liebe Tante! Du giebst Deine Antworten mit einer Miene des Widerspruches, liebe Alice, die durchaus nicht am Plage ist. Diese Heirat scheint Dir zu mißfallen?“

Obwohl die arme Alice sich vorgenommen hatte, ihren Kummer nicht zu zeigen, brach sie doch bei den letzten Worten ihrer Tante in Thränen aus. „So! Jetzt weint sie auch noch! Ach, diese kleine Gans!“ — — —

In diesem Augenblick befand sich Jean auf dem Heimwege von den Dubois, und zwar in ziemlich schlechter Laune. „Ist das nicht albern“ sagte er sich, seine Zigarette rauchend; „alles ging so gut! . . . Ich war seit entschlossen und brauchte nur das entscheidende Wort zu sprechen! Da stockte ich im letzten Augenblick, als ob eine höhere Macht mich gezwungen hätte, auf meine Pläne zu verzichten.“

Eine Sekunde blieb Jean stehen, um sich eine neue Zigarette anzuzünden, dann fuhr er in seinem Monologe fort: „Aber was habe ich diesem jungen Mädchen denn vorzumerfen? Nichts. Sie ist reizend . . . Und vielleicht hätte sie mich glücklich gemacht . . . Na, vielleicht . . . Aber gerade das Vielleicht ist gefährlich, und wenn es sich um eine Heirat handelt, sollte man nicht, vielleicht sagen!“ — Die Thür wurde geöffnet, Jean war zu Hause angelangt. „Sieh! Sieh! Im Wohnzimmer ist noch Licht,“ sagte er zu sich und trat ein. „Noch auf, Alice?“

„Ja . . . Jean . . . wie Sie sehen . . .“

Der junge Mann begann zu lächeln. „Wie Sie sehen! . . . Du duztst mich jetzt also nicht mehr? . . . Das ist ja etwas ganz Neues!“

„Es ist biß r so, Jean, Ihre Mutter findet, und mit Recht, daß ich jetzt zu alt bin, um mir diese Vertraulichkeiten noch weiter erlauben zu dürfen!“

Ueberrascht betrachtete Jean seine kleine Cousine und sah, daß sie verweinte Augen hatte. „Aha,“ dachte er bei sich, „ich sehe schon, wie der Hase läuft. Mama ist bei dem Gedanken an meine Heirat heut abend etwas aufgeregter gewesen und Alice hat die Z. che bezahlen müssen . . . Arme kleine! Mama ist manchmal recht hart zu ihr!“ Dann sagte er, um das arme Kind zu trösten: „Na, das hat gewiß die Tante auf dem Gewissen . . . Ein zu hartes Wort, weil man eine Tasse oder einen Teller hat fallen lassen . . . Aber wegen einer solchen Bagatelle brauchst Du nicht in Verzweiflung zu geraten . . . Du weißt doch, daß Mama im Grunde genommen die beste Frau von der Welt ist . . . Aber daß Du mich nicht mehr duztst, das giebt's nicht! Ich verbiete Dir ausdrücklich, Sie zu sagen, hö st Du?“

„Nein, mein Jean, ich will nicht; namentlich wegen Deiner Heirat . . . Wenn Fräulein Henriette Dubois . . .“

„Ach wenn es das nur ist, das ist erledigt!“

„Wie?“

„Die Heirat ist in Brüche gegangen!“

„Oh!“

Im dem Tone, in dem Alice dieses „Oh“ ausstieß, mußte Jean, und wenn er noch so gleichgiltig gewesen wäre, sofort erkennen, daß sie ihn liebte. Alice war blutrot geworden und dachte im Stillen: „Was soll nun aus mir werden, jetzt, daß er erraten hat, daß ich ihn liebe . . . denn er muß es erraten haben . . . Wie soll ich ihm jetzt nur ins Gesicht sehen?“

Aber auch Jean dachte bei sich: „Sie liebt mich! Und jedenfalls schon seit langer Zeit! Wie ist es nur möglich, daß ich das nicht schon längst gesehen habe?“

Alice stand noch immer gesenkten Hauptes da und schien seinen Blicken zu fliehen; da näherte er sich ihr und legte seine Hand auf die des jungen Mädchens, das am ganzen Leibe zitterte. „Meine liebe, kleine Alice, Du bist also glücklich, daß ich mich nicht verheirate?“

„Oh, Jean! Jean!“

Jetzt konnte er sich nicht mehr halten, neigte sich über sie und küßte sie auf die Stirn.

Alice brach statt jeder Antwort in Schluchzen aus. — — — „Seit zwei Stunden höre ich Dich sprechen; hat Dir Alice nicht gesagt, daß Du noch zu mir kommen sollst?“ fragte Madame Clodat, die aus dem Schlaf, immer herbei geeilt war. Dann warf sie einen Blick auf ihre Nichte: „Ach, sie weint schon wieder! . . . Die reine Fontäne seit heut abend! . . . Na, lassen wir sie . . . Wie steh's denn mit Deiner Heirat?“

„Alles in Ordnung, Mama!“

„Oh, wie glücklich ich bin! . . . So kann ich also morgen meinen Antrag stellen?“

„Die Mühe brauchst Du Dir nicht zu machen!“ Dann ergriff er Alices Hand, die noch immer zitterte und sagte: „Hier stelle ich Dir, meine kleine Braut, Deine neue Schwiegertochter vor, liebe Mutter, umarme sie!“

„Wie?“

„Ja, wir lieben uns beide von Herzen . . . Was willst Du dagegen thun? . . . Und dann hast Du doch noch den Vorteil, daß Dein Sohn Dich nicht verlassen wird!“



Bei den Stallhasen. Nach einem Gemälde von Adolf Eberle.
[Photographie und Verlag von Franz Hanfstaengl in München.]

Lucie Rawen.

Roman von Ferd. Gruner.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

In die kleine Scheuer des Gehöftes neben dem Gasthause bog eben von dem schmalen Feldwege ein mit Korn hochbeladenes Gefährt ein. Der Braune, welcher ihm vorgepannt war, mußte sich scharf in die Zugblätter legen, um es vorwärts zu bringen. Ein sehnig gebauter, noch junger Mann, mit gebräuntem Gesichte, von dem der Schweiß in Strömen lief, half nach, daß sich seine breite Brust mächtig dehnte. Bald trappelte denn auch das brave Tier auf dem Holzboden der Tenne.

Ein paar Minuten später kam der junge Bauer, den Hut in der Hand haltend und sich den Schweiß aus der Stirn wischend, am Gasthause vorüber. Er ging den Zaun des Gartens entlang, so daß ihn der Hauptmann genau betrachten konnte. Das breite, festgefugte Gesicht mit dem energischen, etwas selbstbewußten Zuge um die Lippen schien ihm bekannt.

„Wirt, eine Halbe, aber schnell,“ rief er durch die offenen Fenster in die Wirtsstube.

„Komm schon,“ tönte es von drinnen zurück.

Der Bauer, der auf die Dorfstraße sah, trat in den Garten ein, augenscheinlich, um unter der Linde Platz zu nehmen. — Erst, als er beinahe beim Tische stand, wurde er des Offiziers gewahr. Er stuzte einen Augenblick, dann grüßte er überrascht: „Gehorsamster Diener, Herr Hauptmann.“

Die schweren, eisenbeschlagenen Absätze klappten militärisch zusammen.

Der Offizier war ebenfalls verwundert. „Ah, guten Tag. Sind Sie nicht der —“

„— Kohler Josef, von der dritten Kompanie des sechs- undvierzigsten Regiments, Herr Hauptmann,“ ergänzte lächelnd der Landmann.

„Korporal gewesen, nicht wahr?“

„Zawohl, Herr Hauptmann.“

Der Offizier reichte dem Manne die Hand. „Na, dann setzen Sie sich nur und trinken Sie die Halbe mit mir.“

„Wenn der Herr Hauptmann erlauben —“

„Gewiß! — Also Sie sind hier in Langberg ansässig? Das Gehöft da gehört Ihnen denn wohl?“

„Ja, es ist aber nur ein kleines Gütel, ganz klein, ’slangt leider nicht aus. Im Hofe droben helfe ich, wenn man mich braucht, gewöhnlich mit.“

„So, so.“

Der Bauer nahm einen tiefen Schluck aus dem Glase.

In diesem Augenblicke tauchte auf der Dorfstraße die Gestalt des Malcher Franz auf.

„Sagen Sie mir einmal, mein lieber Herr Kohler,“ frug eifrig der Offizier, „ob dieser da,“ er deutete auf den Einarmigen, „beim Militär war?“

„Ja, und zwar — es ist schier zu bedauern — bei den Sechszundvierzigern, bei unserem Regiment.“

„Also doch. — Was macht der Mensch?“

Der Bauer zuckte mit den Schultern. Sein Gesicht blickte nicht eben freundlich. „Nichts. Das heißt, hier und da einen Botengang nach der Stadt hinein. Jetzt freilich wird er auch zu diesem Geschäfte nur wenig mehr verwendet. Die Leute haben das Vertrauen zu ihm verloren.“

„Wieso?“

„Seit er in dem Prozesse gegen den Hof den jungen Herrn fast bis zum Galgen gebracht hat, ist’s aus. Man dar’s zwar nicht laut sagen, aber erzählt wird’s, daß er einen falschen Eid geschworen haben soll.“

Der Offizier wurde sehr ernst. „Das ist eine allerdings sehr schwere Anschuldigung. — Sie muß doch irgend einen Grund haben.“

„Nicht eben,“ entgegnet der ehemalige Soldat. „Das Gegenteil kann niemand beweisen, aber —“, er zuckte wieder mit den Schultern und lächelte, „die Leute glauben’s halt. Vielleicht weil er auch früher schon im Dorfe nicht beliebt war. Er war ein Heimtücker, ein hinterlistiger Kerl sein Lebtag und da —“

„Ist er verheiratet?“

„Zu allem Unglücke auch noch. Seine Frau, die ein ganz ehrliches Weib ist, muß das büßen. Die soll er öfter prügeln. Sagen thut sie’s freilich nicht, aber die blauen Flecke auf ihren Armen erzählen’s.“

„Das kann man sich denken. Besonders wenn noch dazu die Not in’s Haus kommt,“ warf der Hauptmann ein.

„Ja, die Not ist in dem Häusl — sie wohnen eigentlich neben mir, aber schon ganz beim Wald — zu Haus. Sein Weib und die zwei kleinen Würmer, die müssen wahrlich Hunger leiden, wenn es nicht zu den Bauern ins Taglohn ginge. Freilich geht das auch nur sehr schwer. Denn der kleinere Junge ist zwei

Jahre alt. Da wäre eigentlich immer eine Aufsicht nötig. — Er — der Malcher Franz — sitzt aber trotz alledem fast den ganzen Tag in den Wirtshäusern, entweder hier oder in Bärenstein. Dazu hat er immer Geld, weiß der Teufel, woher.“

Der Bauer trank sein Bier aus und stand auf. Die schweren Absätze klappten wieder zusammen und militärisch stramm verabschiedete er sich von dem Offizier.

„Ich danke Ihnen, lieber Herr Kohler, für Ihre Aufschlüsse über den Einarmigen. Ich interessiere mich für dieses furchtbare Drama auf Schloß Rawen sehr. Ich kannte nämlich den jungen Bildhauer, und da wäre es mir angenehm, wenn Sie mir vielleicht hier und da mitteilen würden, was dieser Malcher macht. Es könnte doch sein, daß die Leute mit ihrer Anschauung recht hätten.“

Der junge Landwirt nickte lebhaft. „Das soll geschehen, Herr Hauptmann. Im geheimen habe ich, auf den Burschen ohnehin schon eine Auge gehabt. Aber unsereiner ist ja zu plump, um aus Kleinigkeiten, die einem nicht recht geheimer scheinen, etwas schließen zu können.“

„Also abgemacht. — Ich wohne bei meinem Onkel, Dr. Bollant, den kennen Sie ja.“

„Na freilich, den kennt ja jedes Kind.“

Mit eiligen Schritten entfernte sich nun der ehemalige Soldat, denn aus der Scheuer, wo das Getreide abgeladen worden war, schob man gerade den leeren Leiterwagen heraus.

Ein paar Minuten später kam auch Dr. Bollant von seinen Besuchen zurück und bald trabten die beiden Herren heimwärts.

Während des Pfitzes erzählte der Offizier dem Onkel sein kleines Erlebnis. Er war darüber erfreut. „Das ist ein recht tüchtiger Mensch, dieser Kohler. Freilich hat er auf dem Häuschen und den paar Mezen Acker mehr Schulden, als ich ihm wünsche. Aber er wird sich schon vorwärts bringen. Er ist thätig und dabei ein Sparer. Sollte mich freuen, wenn er etwas herausbrächte, daß man diesen Lumpen, den Malcher, fassen könnte. Viel Hoffnung habe ich, muß ich sagen, allerdings nicht.“

17.

Im Spätherbste, da manchmal schon frostatmende Stürme über das Land zogen, fand die Vermählung Lucie Rawens mit Herrn von Eichenreut statt.

Nach einer Nacht, welche einen starken Reif gebracht hatte, der in tausend glitzernden Eiskristallen an Blättern und Ästen hing und die hochragenden, alten Pappeln zu glühenden Riesenfenzern machte, als durch den dichten Nebel, der nur langsam sich verzog, die ersten Sonnenstrahlen brachen, begann mit nachzitterndem Frost der Festtag. Als die Sonne endlich mit einer breiten Lichtwelle den Reif übergieß, blinkten Myriaden kleiner Tröpfchen, wohin man sah. Der Wind, der von Zeit zu Zeit durch die Bäume segte und die letzten braunroten Blätter von den Zweigen riß, ließ die wohlige Wärme, die an manchen Herbsttagen herrscht, nicht auskommen. An des Winters Eis und Sturm gemahnend erschien er.

Am Schlosse war wenig an Neußerlichkeiten wahrzunehmen, die an den hohen Festtag gemahneten, den man beging. Der Blumenschmuck, den man am Lande draußen so liebt, die Riesenguirlanden mit den brennend roten und weißen Blumen, sie fehlten, auch der Triumphbogen, der sonst beim Thore errichtet ward und in flammender Schrift den Gästen ein „Willkommen“ entbot. Nur um das Portal schlang sich ein schlichtes Reifsgewinde, das zu beiden Seiten kleine Fähnlein flankierten.

Die lärmenden Festlichkeiten des Polterabends waren zum großen Leidwesen des Dienstepersonals unterblieben. In aller Stille sollte die Vermählung stattfinden, wiewohl Eichenreut gerne eine prunkvolle Feier gesehen hätte. Lucie war indes energisch dagegen. Denn Frau Rawen lebte noch immer mit umdüsterten Sinnen, unbewußt der Vergangenheit und Gegenwart, stundenlang dahindämmern, ohne eine Wort zu sagen, ohne die Augen zu erheben, dann wieder ohne sichtlich Veranlassung schrill lachend. Und so fügte sich ihr Bräutigam schließlich hinein.

Zu Trauzugzeugen waren Dr. Bollant und ein entfernter Verwandter des Bräutigams, ein Herr Gerson, gebeten worden.

Der Letztere, ein alter, gebückt gehender Mann mit zusammengewallenem Gesichte, welcher einen Tag vor der Trauung auf Schloß Rawen anlangte, war durch die ernste Ruhe, welche dort herrschte, überrascht und verschüchtert worden. Er fühlte sich gar nicht heimisch bei dem Souper, an dem er bald nach seiner Ankunft mit Lucie und Eichenreut teilnahm. Das blasse, beinahe kränklich aussehende Gesicht der Braut und die zurückhaltende Art und Weise des Verkehrs zwischen den künftigen

Gatten machten, daß er sich fremd fühlte. Die Nacht hindurch fand er, wie bei alten Bruten natürlich, keinen Schlaf. Da sah er denn nun, wie aus dem Fenster oberhalb seiner Wohnung ein heller Lichtstreifen fast die ganze Nacht hindurch auf die Bäume im Garten fiel. Hier und da zeichneten sich die schlanken Umrisse einer weiblichen Gestalt in diesem Schimmer. Er wußte nicht, wer es war, aber es beunruhigte ihn ein wenig.

Als er nach einem kurzen Schlummer Morgens im Speisezimmer erschien, fand er dort bereits Dr. Bollant vor. Er war erfreut, in demselben einen guten Gesellschafter zu finden, der seine ein wenig geschwägigen Ausführungen geduldig anhörte, zumal als er ihm seine Beobachtungen auf dem Schlosse mitteilte.

Es war gegen dreiviertel neun Uhr, als Lucie, geleitet von Frau Dr. Bollant, im Salon erschien, in welchen fast gleichzeitig der Bräutigam eintrat. Sie war herrlich schön in dem weißen, feuschen Kleide, mit den Myrienzweigen im dichten Haar, die hohe Stirn mit einem leuchtenden Diadem geschmückt, in dem langen, wallenden Schleier, der von ihrem Haupte über den Rücken bis zum Boden floß und ihr etwas Hoheitsvolles verlieh. Ein feuchter Schimmer lag noch um ihre ein wenig geröteten Wangen, als sie auf Dr. Bollant zutrat und ihm die schmale, weiße Hand reichte. Sie beugte ein wenig, als der greise Arzt, sich tief über sie beugend, einen ehrfürchtvollen Kuß auf ihre Fingerpitzen drückte.

Ueber das schöne, bleiche Gesicht flog eine kleine Blutwelle, als nun auch ihr Bräutigam sich näherte und sie auf die Wange küßte.

Die hagere, hohe, ein wenig vorgebeugte Gestalt des Herrn von Eichenreu machte in dem tadellosen Anzuge einen guten Eindruck. Aber er war fast bleicher als seine Braut und unzählige Male zwirbelte er nervös an dem schon leicht ergrauten Schnurrbartchen.

Sie unterhielt sich freundlich einige Minuten lang mit ihm, bis der alte Johann, der die mit breiten Silberborden gezierte Gala-Vivree angelegt hatte, die Thür öffnete und mit etwas rauher Stimme meldete, daß die Zeit zur Abfahrt nach der Kirche dränge.

Lucie beugte unmerklich zusammen, aber schon trat die alte Frau des Arztes, der immer die Tränen in den Augen standen, auf sie zu und strich ihr losend über die Hände. „Mut, liebes Fräulein.“

Und mit leichtem, elastischem Schritte ging die Braut an Dr. Bollants Arme zum Wagen.

Böllerschüsse donnerten in diesem Augenblicke vom Grunde herüber, daß die Pferde unruhig wurden.

„Vorwärts,“ rief etwas ungeduldig Eichenreu den Kutschern zu, und fort rollten die Wagen, hinunter zur Dorfkirche.

Eine Viertelstunde später legte ein Priester greis die Hände der Beiden in einander und flehte den Segen des Himmels herab auf diesen Bund.

Mit heißen, brennenden Augen kniete die junge Frau neben ihrem Gatten auf dem Beistuhle, als längst der schmale, schlichte Goldreif an ihrem Finger stat. Aber sofort erhob sie sich, als er mit freundlichem Worte sie zum Gehen mahnte.

Die Sonne hatte die Nebel zerteilt und eine breite Lichtwelle lag auf dem Schlosse, als die Wagen wieder einfuhren in den Hof.

Lächelnd nahm die junge Frau die Glückwünsche der Dienerschaft entgegen. Für alle hatte sie ein freundliches Wort, nur als der alte Johann herantrat und seinen weißen Kopf demütig vor ihr neigte, wölften ihre Lippen sich streng: „Wer hatte das Schießen anbefohlen?“

„Ich, gnädige Frau.“
„Du wußtest, daß ich das nicht wünschte. Gehorche ein andermal!“

Der Diener schwieg. Aber etwas wie Troß lag um seine eingefallenen Mundwinkel.

Das Diner, welches folgte, war klein, aber exquisit. Anfangs zwar etwas frostig, wurde die Stimmung dank den vorzüglichen Weinen allmählich eine ungezwungener.

Lucie vor allem war die takvollste, liebenswürdigste Wirtin. Wie freundlich sie zu lächeln verstand, wie köstlich sie plauderte.

Dr. Bollant warf seiner Frau im geheimen ein paarmal verwunderte Blicke zu. Sie schien so unbefangen, als wenn nie ein Schmerz ihr Dasein getrübt. Das helle Rot, das in ihren Wangen flammte, stach merkwürdig von der wächsernen Blässe, die ihr Gesicht in der letzten Zeit meist zeigte, ab. Hatte nicht der greise Dorfpfarrer recht, der durch das köstliche Nebenblut in eine etwas rührlige Stimmung gekommen, von dem jungen Glücke sprach, das unter dem gasilichen Dache nun herrschen werde? Es war wohl nur ein tückischer Zufall, daß aus ihrem Kelchglase der funkelnde Wein auf das weiße Tinnen floß, als der Vater ein wenig zitternd ihr das seine bot, damit im hellen Zusammenklang der schwungvolle Wunsch zur Wahrheit werde.

Eichenreu war in sehr guter Laune. Er trank viel, sprach aber eigentlich nur wenig. Seine Frau umgab er mit der zartesten Aufmerksamkeit, und wenn sie ihm dankend zunickte, bligten die tiefliegenden, furchenunzogenen Augen vergnügt.

Dr. Bollant und seine Frau brachen zuerst auf, denn der pflichttreue Arzt wollte die Schwerkranken, die seiner warteten, trotz des Festtages besuchen. Er ließ sich davon auch durch die dringenden Bitten Lucies, zu bleiben, nicht abhalten.

Die junge Frau beleitete die beiden Alten bis zum Wagen. „Und, daß Sie, Herr Doktor, sich nicht gar so selten bei uns machen,“ sagte sie beim Abschied.

„D,“ lächelte er, „junge Ehepaare sehen gewöhnlich Dritte und Vierte nicht gerne.“

Lucie schwieg. Es schien, als ob ein leiser Schauer durch ihre Glieder ginge. „Trotzdem, trotzdem, Herr Doktor, ich bitte!“ sagte sie dann ein wenig hastig.

„Gerne, gnädige Frau, wenn wir nicht stören.“

„D, gar nicht.“ — Dann trat sie zurück in das Portal. Ihr Gesicht war bleich, aber bald richtete sie die zusammengefunkene Gestalt auf und lächelnd kehrte sie zu der Gesellschaft zurück.

„Ich muß gestehen,“ wandte sich der Arzt an seine Frau, während die Gänge hurtig dahintrabten, „daß ich diese Heirat heute ebensowenig begreife, als damals, als mir Lucie die erste Mitteilung darüber machte.“

„Nun, zu verstehen ist sie schon,“ war die Antwort, „Lucie ist ein junges Mädchen und braucht, wie resolut sie auch sonst ist, jemanden, der das Gut in Ordnung hält. So viele Lasten kann nun einmal ein junges Mädchen nicht allein auf seine Schultern nehmen. Dazu ist die Mutter nicht normal und Max lebenslänglich eingekerkert. Ich finde, eine Heirat war da schließlich der einzige Ausweg.“

Dr. Bollant schüttelte den Kopf. „Was Du da sagst, Anna, betreffs des Heiratsens, mag ja richtig sein. Aber gerade diese Heirat, das heißt nämlich dieser Bräutigam, das macht mich kopfschmerzhaft. Ich kann Dir nur wiederholen, daß Lucie ihren jetzigen Gatten nie verlassen möchte, so lange ihr Vater noch lebte. Das weiß ebensogut jeder andere, der nur einmal zu jener Zeit auf dem Gute verkehrte.“

„Das ist ja wirklich etwas verblüffend, aber schließlich, Du, Alterchen, die Mädchen ändern ja über ihre Freier öfters die Anschauungen. Uebrigens muß sie ja am besten wissen, was sie thut.“ schloß Frau Doktor mit echt weiblicher Logik.

„Bezweifeln kann man das zwar, besonders wenn man darüber nachdenkt, daß sie vor einem Jahre den unglücklichen Bildhauer, wie Ihr sagt, nur allein zu lieben schien. Ad finem! Man wird ja sehen, wie diese Heirat ausschlägt.“ beendigte der Doktor das Gespräch und zündete sich eine Zigarre an. [Fortf. folgt.]

✻ Allerlei. ✻

Wie die Würdenträger der dritten Republik reisen, verrät der indiscrete „Cri de Paris“: Herr Doubet reist immer im Chinder und besetzt den Wagon erst im letzten Augenblick. Die einst vielkritisierten Galawaggons Felix Faure's sind beibehalten worden, allein ohne das Monogramm und die Badewanne. Herr Doubet nimmt im Salon mit einem seiner Sekretäre Platz, beide Hände auf den Stuhl gestützt und lächelt vor sich hin, indes der Generalsekretär der Präsidentschaft unter den Schriften herumkramt. Von Zeit zu Zeit überblickt Herr Doubet eines dieser Schriftstücke, daß er seinem Gedächtnis einzuprägen sucht. Es handelt sich um die Liste der Stationen, in denen der Zug hält und der Personen, denen der Präsident begegnen wird. Diese Liste ist so vollständig als nur möglich; sie wird im Ministerium des Innern ausgearbeitet und im Etisee ergänzt. — Der Ministerpräsident Waldeck-Roussieu reist einfach, aber mit einem gewissen Ceremoniell. Er hat ein großes Gefolge von Sekretären und Bedienten, haßt die feierlichen Ansprachen der Beamten und stellt die Fragen in einem kurzen, etwas barschen Tone. Zu seiner Reisezeltüre gehörten jüngsthin die „Cité

antique“ von F. de Coulange und die „Curiosités esthétiques“ von Beaudelire. — Unterrichtsminister Lebgués reist als wahrer „Cadet de Gascogne“ und verschmäht gelegentlich auch nicht die Reiseabenteuer, die manchmal zur Verleihung der „Palmen“ an eine Reisegefährten führen sollen. — Der Minister des Neuhens, Herr Delcassé, arbeitet unausgesetzt mit seinem Privatsekretär und blickt von Zeit zu Zeit auf die Landschaft, aber ohne seinen Zwicker aufzusetzen, so daß er nichts sieht. — General André liest und rollt Cigaretten, Marineminister de Ladéssan schlummert und Justizminister Monis macht es sich sehr bequem: er zieht seine Pantoffeln an, knöpft seine Weste auf und legt sich seiner ganzen Länge nach hin. — Der ehemalige Minister des Neuhens, Herr Hanotaux, reist nur noch mit seinem Kollegen in der Akademie, Herr de Herédia, mit dem er unausgesetzt plaudert. — Herr Casimir-Perier, der nicht mehr unter der Polizei-Aufsicht seines einstigen Premierministers Dupuy steht, kann jetzt nach Belieben Ausflüge nach Fontainebleau unternehmen, die ihn manchmal bis nach Lyon führen. — Wenn ein Kellner auf einer Station mit Flaschenbrot an einen Wagon eilt, so kann man wetten, daß der frühere Unterrichtsminister Rambaud der durstige Fahrgast ist.

✽ **Unsere Bilder.** ✽

Die Verleumderin. Viel strenger als heute wurden im Mittelalter Klatschsucht und Verleumdung bestraft. Hatte Jemand üble Nachreden zum Schaden eines Andern erfunden, so wurde er, je nach der Größe seiner Schuld auf Stunden oder Tage an den Pranger gestellt. Hals oder Arme waren in Holzblöcken geschlossen, so daß die meisten Bewegungen gehindert waren und so wurde der Uebelthäter der Spottlust der Neugierigen ausgesetzt, die sich vor der Prangerstätte zahlreich einfanden. Das junge schöne Weib auf unserm Bilde hat, durch eifersüchtige Regungen veranlaßt, einer Ribalin Böses nachgesagt und so wird auch an ihm die Strafe vollzogen. Häßerfüllt schauen die dunklen Augen auf die Menge. Und die roten Lippen flüsternd: „Wenn ich frei bin werde ich mich bitter rächen.“

Der Kaiser hat den bisherigen Staatssekretär von Elsaß-Lothringen v. Puttkamer den erbetenen Abschied unter Verleihung des Roten Adlerordens 1. Klasse bewilligt und den früheren Minister des Innern v. Köller zum Staatssekretär für Elsaß-Lothringen ernannt. Herr v. Köller war zuletzt Oberpräsident von Schleswig-Holstein.

Das Mausoleum des Kaisers und der Kaiserin Friedrich. In der Nähe von Sanssouci, in dem sogenannten Friedensgarten, liegt die nach dem Vorbilde der aus dem 11. Jahrhundert stammenden San Clemente in Rom erbauten Friedenskirche, die 1850 vollendet ward. In ihrer unmittelbaren Nähe wurde 1888, am 18. Oktober, dem Geburtstage Kaiser Friedrichs, der Grundstein zur Grabkammer gelegt. Die Grundform des Mausoleums schließt sich an den Stil des kleinen, der heiligen Grabeskirche zu Jerusalem nachgebildeten Kirchleins zu Zuzichen in den Tiroler Bergen an. Als der schwerranke damalige Kronprinz Friedrich in jener herrlichen Gegend Erholung und Stärkung suchte, sah er das Gotteshaus bei einem Ausfluge und äußerte dann, daß er ein Mausoleum ähnlicher Form zu seiner Ruhestätte wünsche. Die Liebe seiner Gemahlin hat ihm diesen Wunsch erfüllt. An die nördliche Säulenhalle des nach dem Marthgarten zu geöffneten Vorhofes der Friedenskirche gliedert sich das Mausoleum an. Der kreisförmige Kuppelbau, in dem Friedrich III. ruht, ist seit seiner Vollendung der Anziehungspunkt für Tausende und Abertausende von Besuchern, aus der Nähe wie aus weitester Ferne geworden. Jetzt hat auch die Kaiserin Friedrich an der Seite ihres Gemahls hier ihre Ruhestätte gefunden.

✽ **Gemeinnütziges.** ✽

Beirsel- (Kronb)-beeren einzumachen. Auf 5 Liter Beeren rechnet man 1/2 Liter guten süßen Wein (Ausbruch), 1 Kilogr. feinen Zucker, ein Stückchen Zimmt und 6 Gewürznelken. Zunächst wird der Wein mit dem Zucker und dem Gewürze in einem zugedeckten Gefäße 10 Minuten lang gekocht, alsdann schüttet man die Beeren hinzu und läßt dieselben ebenfalls gut aufkochen, dann abkühlen, und füllt sie in Gläser.

Margipantartoffeln. Aus fein geriebenen Mandeln, Puderzucker und Rosenwasser forme man zwischen den Händen Kugeln von der Größe kleiner Kartoffeln. Alsdann streue man ein klein wenig Kalasopulver in die hohle Hand und wende die Margipantuffel darin um, nachdem man sie mit einem Messer geschicht ausgeritzt hat, wird sie wie eine gekochte geplatze Kartoffel aussehen.

✽ **Nachtlisch.** ✽

1. **Bilderrätsel.**



2. **Auigabe.**

1. Strene, 2. Armuth, 3. Prosa, 4. Caries, 5. Nabe, 6. Nimes, 7. Manco, 8. Ochsen, 9. Schema, 10. Rhenuß.

Aus obigen zehn Wörtern sollen nach dem Hinzufügen je eines Buchstaben zehn neue Wörter gebildet werden, die folgende Bedeutung haben: 1. europäisches Königreich, 2. Handelsstadt am Nil, 3. Stadt in Mittelitalien, 4. Insel aus Homer, 5. englischer Afrikareisender, 6. biblischer Name, 7. Fürsten um, 8. russische Festung, 9. berühmter Chirurg, 10. germanische Göttin. — Die ergänzten Buchstaben nennen dann in veränderter Reihenfolge einen berühmten Arzt.

3. **Räsel.**

- a) Es ist ein hohes, hehres Haus,
Wo viele ihre Andacht üben.
Füg n hinzu, ruft mancher aus:
D, hätt ich nie dies Spiel getrieben.
- b) Im Königschloß bei Festlichkeiten
Sieht 1 bis 9 man wohl bereiten;
Um 1 bis 6 indes zu sehn,
Man schon nach der Türkei muß gehn;
Doch 5 bis 9 ich schon empfang,
Als ich zuerst zur Schule ging.

4. **Silberrätsel.**

Die erste paßt nicht in den Süden,
Das zweite ist ein männlich Wort,
Die dritte war nie für den Frieden;
Das Ganze ist ein Badeort.

ett

Lösung der Aufgaben in voriger Nummer.

Beizerbild: Das Burgespenst, in Gestalt eines geharnischten Ritters befindet sich quer auf dem Bilde, auf einem Felsblock liegend.
1. Am 1. Dezember 1842.
2. Chartum, Almeria, Ecuador, Somali, Margau, Kubens, Caesar, Marius.

✽ **Lustiges b.** ✽
Wassjuwel.

Schnelle Entscheidung.

Feuerwehrmann: „Herr Direktor, das Feuer ist im vierten Stock, aber unsere Leitern reichen nur bis zum zweiten.“

Branddirektor: „Na, dann warten wir einfach, bis der zweite Stock auch brennt.“

Grob.

Gattin (aus der Zeitung vorlesend): „Die Zunge der Straffe ist 18 Zoll lang.“

Gatte: „Na, da bist Du wohl hübsch neidisch?“

Dauerhafte Ware.

Herr (im Laden): „Haben Sie Schaufelperle?“

Fabrikant: „Zweis doch, dieses kleinere hier kostet fünfzehn Mark und det große dort fünf- undzwanzig.“

Herr: „Ach, für meinen Zungen genügt wohl das kleine, der Bengel ist erst vier Jahr alt.“

Fabrikant: „Ich rate Ihnen, nehmen se det größere, det is biller dauerhafter gearbeitet. Da hat er wat vor's ganze Leben!“



Dame: „Aber mein Herr, Sie lassen mich zu fest.“
Herr: „Bitte sehr! Ein Juwel kann nicht fest genug gefaßt sein.“

Prinzipien.

Sie: „Nehmen Sie sich in Acht! Wenn Sie mich küssen, schreie ich!“

Er: „Es ist ja außer uns kein Mensch zu Haus!“

Sie: „Das macht nichts, ich thu' es aus Prinzip!“

Kindermund.

Herr (der bei Tisch einen Teller zerbrochen hat): „O, das thut mir aber leid!“

Hausfrau: „Aber ich bitte Sie, das hat ja gar nichts zu sagen!“

Das kleine Karlchen: „Es ist ja doch bloß 'n gepumpter!“

Ein schlauer Censor.

In den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts wurde einem Censor eine Schrift vorgelegt, wonach der Untergang der Welt auf einen gewissen Tag des schon von Professor Bengel bezeichneten Jahres 1836 vorausgesagt wurde. Er erteilte seine Genehmigung mit den Worten: „Kann gedruckt werden, jedoch erst im Jahre 1837.“